

Stand 22.11.2022

Open Source als emanzipatives Moment der Sozialen Arbeit

Wenn es um den Einsatz von Open Source-Software geht, scheiden sich die Geister. Da gibt es die eine Fraktion, welche darin eine Möglichkeit der Emanzipation über die "Datensammelwut" von IT- und Digitalunternehmen sieht, deren Geschäftsmodell auch auf Grundlage der Erhebung, Auswertung oder gar dem Verkauf von Metadaten basiert. Auf der anderen Seite finden sich jene, die angeben, unterschiedliche, negative Erfahrungen gemacht zu haben. Open Source habe „zahlreiche Programmfehler“, „es mangelt an wichtigen Kompatibilitäten“ zu anderen Produkten, sei „visuell wenig ansprechend“ und in der Bedienbarkeit „nicht intuitiv“. Auf Grundlage meiner beruflichen und privaten Erfahrung sehe ich Open Source Software irgendwo zwischen diesen Polaritäten. Bezogen auf die Sicherheit, Stabilität, Kompatibilität und Funktionalität treffen diese Aussagen in der Regel nur noch vereinzelt bis gar nicht mehr zu. Viele quelloffene Software gewährleistet - ganz im Gegenteil - häufig sogar weitaus mehr Interoperabilität und funktioniert weitaus zuverlässiger als Closed Source- (proprietäre) Software. Dies entspricht auch einer kürzlich veröffentlichten Umfrage der Firma „Red Hat“, deren Unternehmensgrundlage die Entwicklung von Open Source-Software ist. Darin geben Unternehmen an, dass sie gegenwärtig oftmals den Einsatz von Open Source-Alternativen über alle Anwendungszwecke hinweg prüfen oder sich für den Einsatz entscheiden, da bereits abzusehen ist, dass sich dieser Trend in Zukunft fortsetzt. (Red Hat 2022)

Das Bewertungsraster für eine intuitive und visuell ansprechende Bedienung orientiert sich eher an den subjektiven Erfahrungen als an objektiven Kriterien. Dennoch kann ich diesen Vorwurf in Teilen nachvollziehen. Und möchte ergänzen, dass die finanziellen Mittel in vielen Open Source-Projekten wie auch in ehrenamtlichen Zusammenschlüssen oft sehr begrenzt und gering sind. Das führt unweigerlich zu einer Priorisierung in der Entwicklung, welche dazu führen kann, dass pragmatisch nach der Idee von "form follows function" gearbeitet wird. Software soll in erster Linie verlässlich funktionieren, muss zudem alle maßgeblichen Funktionen beinhalten und darüber hinaus ein hohes Maß an Sicherheit und Datenschutz gewährleisten.

Erst wenn diese Grundlagen erfüllt sind, wird die Überarbeitung des User Interface relevant. Das lässt sich aktuell beispielsweise gut an Open Source Derivaten zu gängiger Office-Software (Only Office, Thunderbird, Libre Office etc.) beobachten. Nachdem der Funktionsumfang dem der marktüblichen Microsoft-Produkte in weiten Teilen angepasst wurde, folgen nun schrittweise umfangreiche, optische Veränderungen mit Fokus auf das User Interface. Darüber hinaus werden nach meinem Empfinden zu häufig die idealistischen Motive unterschlagen. Dazu zählen u.a. Datenhoheit oder Autonomie und potenzielle Unabhängigkeit von regulierenden Strukturen, (Code-)Transparenz und ein oftmals hoher Vernetzungsgrad innerhalb der Community. Dabei ist die Community oder das Netzwerk das Herzstück und zudem Grundlage jedes aktiven Open Source-Projektes. An ihr lässt sich neben dem Innovations-, Weiterentwicklung- und Verstetigungspotential auch das zur Verfügung stehende Support-Level und die Code-Sicherheit abstrahieren. Unabhängig davon

bedarf es keiner großen Kreativität, sich für den Einsatz von Open Source-Software auf Grundlage von sozialarbeiterischen Paradigmen (Unabhängigkeit, Selbstbefähigung, Partizipation etc.) auszusprechen.

Das dritte Mandat und Digitalisierung

Die digitale Transformation befindet sich trotz der immersiven, strukturellen Verzahnung noch relativ am Anfang. Der Verkaufsstart der heute allgegenwärtigen Smartphones ist nur 15 Jahre her. Das bedeutet, dass die Regulierung dieser Strukturen und Abbau, bzw. Verhinderung von Exklusionsmechanismen zwar mit fortschreitender digitaler Transformation erschwert, aber nicht unmöglich wird. Die Fehler aus der Vergangenheit, welche zu der Situation führten, dass einige, wenige IT-Konzerne den Großteil des Marktes bestimmen, sind veränderbar. Dazu braucht es eine professionelle und institutionelle Vermittlung, die gegenwärtig überwiegend durch zivilgesellschaftliches Engagement stattfindet. Durch eine lebensweltorientierte Ausrichtung kommen Sozialarbeitende unmittelbar in Kontakt mit den problematischen Entwicklungen, die sich aus einer so tiefgehenden, gesellschaftlichen Transformation heraus ergeben. Durch die berufsethischen Verpflichtungen, die sich aus der Definition der Menschenrechtsprofession nach Staub-Bernasconi ergeben, haben Sozialarbeitende das Mandat dazu, Verstöße gegen die digitale Unversehrtheit als Analogie zur körperlichen Unversehrtheit mit aller Macht im öffentlichen Diskurs zu skandalisieren. Eine Voraussetzung dafür, dass der Handlungsauftrag als Korrektiv an dieser Stelle überhaupt erkannt wird, ist ein mindestens ausreichendes Maß an Medien- und Digitalkompetenz. Es geht darum, online und offline Strukturen zu schaffen, um Kontaktperson für real erfahrene Probleme aus der digitalen Welt zu werden. Sozialarbeitende sollten nicht nur selbst kompetent im Umgang mit Medien sein, sondern auch aktiv daran arbeiten, zivilgesellschaftliche Strukturen aufzubauen, um die Menschen zur Aneignung und Entwicklung „digitaler Sozialräume“ zu befähigen. Akteur:innen der Sozialen Arbeit müssen selbst ein Vorbild für den Einsatz von dezentralen Software-Alternativen und Open Source-Lösungen werden. Es gilt die Machtkonstellationen und suggerierte Abhängigkeiten im „digitalen Sozialraum“ zu durchbrechen. Das kann gelingen, indem sich die Soziale Arbeit der Unterstützung von etablierten zivilgesellschaftlichen Strukturen im Digitalen verschreibt und dieses durch das professionelle Wissen um Netzwerkarbeit, Selbstbefähigung und Partizipation bereichert. Unter keinen Umständen darf in der Arbeit mit vulnerablen Menschen Technologie eingesetzt werden, die durch verschiedene Exklusionsmechanismen die gesellschaftliche Schieflage der realen Welt im Digitalen repliziert. Stattdessen sollte sich die Soziale Arbeit für die Rückbesinnung auf Privatsphäre und Datenschutz im „digitalen Sozialraum“ im gleichen Maß einsetzen, wie sie es in der realen Welt auf breiter Ebene tut. Um zu verhindern, dass sie sich einer „Mittäterschaft“ schuldig macht, ist es unabdingbar, dass Medien- und Digitalkompetenz zu einer grundlegenden Fertigkeit der modernen Sozialen Arbeit wird. Ein wirksamer Hebel ist – neben juristischem, soziologischem oder psychologischem Handlungswissen – die Vermittlung von grundlegendem, informationstechnischem Wissen als fester Bestandteil der Curricula an den ausbildenden Hochschulen, wie es vereinzelt auch bereits geschieht. Weiter ist es nötig, dass auch kleinere und freie Trägereinrichtungen ein zeitgemäßes Budget erhalten, welches für bedarfsgerechte IT-Dienstleistungen sowie dringend benötigte Fort- und Weiterbildungen zu Datenschutz, Digitalkompetenz und digitalen Arbeitsmethoden vorgehalten und auch genutzt wird. Hier kommt es zwischen den verhältnismäßig gut ausgestatteten Wohlfahrtsverbänden mit einer wachsender Anzahl

guter, digitaler Angebote zu einer Diskrepanz gegenüber kleineren Trägern Sozialer Arbeit. Ich bin davon überzeugt, dass es, unter den vorher genannten Voraussetzungen, in absehbarer Zeit zur Durchsetzung einer Selbstverpflichtung für den Einsatz von Open Source-Software käme, wann immer es eine sinnhafte Alternative darstellt. Neben einem höheren Datenschutz könnten so hohe Kosten durch illusionäre Lizenzgebühren für Betriebssysteme oder Anwendungssoftware eingespart werden.

Damit gäbe es zudem eine Antwort auf die Frage nach der Verantwortbarkeit und der Verantwortlichkeit, wenn durch Empfehlungen von sozial-fernen IT-Dienstleistern die DSGVO als Leitlinie für angemessenen Datenschutz verstanden wird, statt als minimale Grundlage für einen darauf aufbauenden Schutz sensibler und personenbezogener Daten. Durch den Einsatz von Software, die intransparent Metadaten produziert, welche ggf. weitergegeben und mit denen Dritter kombiniert werden, wird (un-)bewusst die Brisanz von algorithmen-basierter Auswertung von Metadaten (Big Data) relativiert. Ein solches Handeln bietet ideale Bedingungen für eine neue Form der (digitalen) Vulnerabilität in Form von „Predictive Policing“ (auf Vorherhsagen basierte Polizeiarbeit), „Social Scoring“ (Verhaltensbasiertes Punktesystem für gesellschaftliche Teilhabe, bspw. in China) oder „Big Nudging“ (Strategische Verhaltensmanipulation). (vgl. Kutscher 2019, S. 51 - 52)

Und nun?

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es viele Gründe dafür gibt den priorisierten Einsatz von Open Source-Produkten (nicht nur im Sozialen) gegenüber dem Erwerb von proprietärer Software zu prüfen. Dazu braucht es eine kritische Haltung der Nutzenden – in diesem Fall Fachkräfte der Sozialen Arbeit – und zudem die Bereitschaft, den Mut und die Kreativität andere, als die gegenwärtig marktüblichen, und neue Wege zu beschreiten. Bei der Auswahl von IT-Dienstleister:innen ist es zudem wichtig, gleichermaßen konsequent auf das Vorhandensein weicher Kriterien zu achten. Also Erfahrung mit und innerhalb der Sozialen Branche, eine grundlegend zum Sozialen passende Unternehmensphilosophie sowie der Fokus des unternehmerischen Handels. Ansonsten kann es schnell geschehen, dass trotz geringen finanziellen Ressourcen und des Wissens über die Risiken durch Metadaten und Big Data, insbesondere gegenüber ohnehin vulnerablen Personen, viele IT-Unternehmen bei der Entwicklung von Digitalisierungsstrategien und System- sowie Softwareintegration den Fokus auf Gewinn höher gewichten als die Umsetzung einer zu den realen Bedürfnissen der Kund:innen passende Lösung. Dieser Vorwurf stützt sich darauf, dass noch immer Projekte mit Softwareprodukten von Unternehmen wie Microsoft, Google, Meta, Zoom, Apple und vielen weiteren umgesetzt werden, obwohl zahlreiche, mitunter sogar vollständig kostenfreie Alternativen aus dem Open Source Spektrum vorhanden sind. Auch der professionelle Gebrauchthardware Markt bietet nahezu immer passende und weitaus kosteneffizientere Alternativen zur Neuanschaffung.

Diese Situation hat in mir dazu geführt etwas verändern zu wollen und dazu geführt, dass ich mich zunächst als IT-Berater für das Soziale selbstständig gemacht habe. Mitte 2022 ist daraus dann die makeITsocial UG – als Partner für Digitalisierung und IT im Sozialen – entstanden. Auf diesem Weg können wir nicht nur innerhalb unseres direkten, persönlichen Umfelds wirken, sondern durch unsere idealistische Haltung, gepaart mit fachlicher Kompetenz, dort unterstützen, wo es dringend benötigt wird und aktiv daran mitwirken, dass die Digitalisierung der Sozialen Arbeit gelingt.

Philipp Fode

- Gründer makeITsocial UG | <https://makeITsocial.net>
- IT-Systemelektroniker
- Student Soziale Arbeit (Bachelor)
- Aktivist für Datenschutz, Open Source und Digitalisierung

Quellen

Kutscher N. (2019) Digitalisierung der Sozialen Arbeit. In: Rietmann S., Sawatzki M., Berg M. (eds) Beratung und Digitalisierung. Soziale Arbeit als Wohlfahrtsproduktion vol 15., S.41 – 56, Springer VS, Wiesbaden.

Red Hat (2022): The State of Enterprise Open Source URL:
<https://www.redhat.com/rhdc/managed-files/rh-enterprise-open-source-report-f31123-202202.pdf>

